

# Das Schicksal einer preußischen Königin

Es gereicht einem Volke zur Ehre, wenn es Bewunderung für seine Großen hegt. Die Achtung vor ihrem Wert macht ihre Schwächen vergessen und ihre Urteile, sei's über Ereignisse oder Menschen, unantastbar. Doch auch sie sind nicht immer gerecht, und zuweilen verlangt die Billigkeit, das Fehlurteil eines Großen anzufechten.

Ein Fehlurteil dieser Art ist das Urteil Friedrichs des Großen über seine Gemahlin. Abgestempelt von der Meinung, die er von ihr hegte, ist sie in die Geschichte eingegangen oder vielmehr — nicht eingegangen. Wir wissen wenig von ihr, und das wenige halten wir nicht für wissenschaftlich. Doch wer mehr von dieser Königin weiß, kann sich der Verpflichtung nicht entziehen, das matte und verfälschte Bild, das die Geschichte von ihr gibt, zu berichtigen. Wenn man das tun will, muß man die Geschichte ihrer Ehe erzählen.

Ihre Vorgeschichte beginnt zu der Zeit, da Friedrich II., damals Kronprinz von Preußen, in Rüstung weilt. Am 4. Februar 1732 wurde der Jüngling durch eine Stafette gewedt, die ihm einen Brief des Königs überbrachte. Der Brief begann:

„Mein lieber Sohn Fritz, Ihr wißt, daß wenn meine Kinder gehorsam sind, ich sie sehr lieb habe . . . und auf nichts gedacht als auf Euer Wohlsein und Euch zu etablieren, sowohl bei der Amnee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter. . . Ihr könnt wohl perkuadiret sein, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes examinieren lassen, was sie für Conduite und Education haben; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bedern gefunden hat, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein.“

Friedrich schrieb zurück, er werde nicht verfehlen, den Geboten des Königs „in allem zu gehorchen“. Wie er in Wahrheit über diese Ehe dachte, zeigen die zahllosen Briefe, die er an Grumbow schrieb, einen Günstling des Königs und Friedrichs Beschützer aus der Rüsttriner Zeit.

„Ich bedauere diese arme Person, denn damit wird eine unglückliche Prinzessin mehr auf der Welt sein“.

heißt es im ersten. Als der Plan des Königs festere Gestalt annahm, drohte er, daß weder Gut, Geld noch Beruhmung ihn dazu bringen könnten, die Wahl des Vaters anzunehmen. „Wenn ich doch unglücklich werden soll, ist es einerlei, ob so oder so.“ Und ein andermal, wieder an Grumbow:

„Ich glaube Ihnen bei allem, was Sie sagen, nur nicht, was die Frauen betrifft. . . Der müßte ein großer Philosoph sein, der mir bewiese, daß eine gefällige Frau nicht viel mehr wert ist als eine Bettschwester.“

Dennoch tat er wortlos, was der König von ihm verlangte. Man wird fragen, was den Jüngling gegen eine Frau einnahm, die er niemals gesehen hatte. Es war der

Protest des 19jährigen gegen eine Wahl, die der Vater getroffen hatte. Er war es gewohnt, daß der König ihm unterlag, was er liebte, und ihn tun ließ, was ihm zuwider war. So sah er die Ehe als eine Fessel an, die er abwarf, noch ehe die Totenglocken über dem Grabe des alten Königs verklingen waren. In der Mitternacht, die der Vermählung folgte, schrieb er an seine Lieblingschwester Wilhelmine: „In diesem Augenblick ist die Zeremonie zu Ende. Gott sei Dank, daß alles vorüber ist.“

Einige Wochen später lehrte der Kronprinz zu seiner Garnison zurück. Erst drei Jahre später bezog er gemeinsam mit seiner Gattin das Schloß Rheinsberg, das der König ihnen geschenkt hatte. Es war das erste Mal, daß Friedrich unangefochten seinen Neigungen nachgeben konnte. Diese Zeit war daher auch die relativ glücklichste der Ehe. Die Prinzessin selbst, die von den Augenzeugen jener Zeit als lebenswürdig und reizvoll geschildert wird, rühte sich glücklich. Sie schrieb an den König, mit dem sie eine starke gegenseitige Zuneigung verband:

„Der Aufenthalt in Rheinsberg ist mir so angenehm, wie es in Gesellschaft des Liebsten, was ich auf der Welt habe, nur sein kann.“ Und an ihre Großmutter schrieb sie:

„Er wird der Phönix unserer Zeit sein, und ich bin stolz darauf, die Frau eines so großen Fürsten zu sein.“

Vom ersten Tage der Verlobung an bemühte sich die Prinzessin, ihrem Gatten die Ehe mit der ungeliebten Frau durch die stumme und ergebene Bereitwilligkeit, ihn nicht zu stören, erträglich zu machen, wobei sie allerdings niemals die Hoffnung aufgab, seine Liebe doch noch zu erringen. Graf Manteuffel, der damals dem Kronprinzen nahestand, berichtete von ihr:

„Sie tat mit äußerstem Fleiß alles, um dem Gemahl zu gefallen, indem sie Aufmerksamkeit, Klugheit und eine ohne Beispiel sich gleichbleibende Geduld in ihrem Wesen an den Tag legte.“

Daß ihre Bemühungen, eine Ehe ohne Feindseligkeiten aufzubauen, scheiterten, lag nicht an ihr, sondern an der leiglich doch unüberwindbaren Abneigung, die Friedrich gegen sie hegte.

Wie lebenswert sie war, beweist nicht zuletzt die Liebe, mit der der alternde König an ihr hing. Noch an seinem Todestage schrieb er an sie: „Wenn der liebe Gott meine Gebete nicht erhört, wirst Du einen Vater verlieren, der Dich unaussprechlich liebt.“ Sein Tod war für Friedrich das Signal, den äußeren Bruch mit der Gattin zu vollziehen. Als sie die Todesnachricht erhielt, fuhr sie sofort nach Berlin. Ihr Gatte, der neue König, war bereits nicht mehr dort. Ein kurzes Schreiben mit technischen Anweisungen empfing sie; es schloß mit den Worten: „Ich hoffe, das Vergnügen zu haben, Sie gesund wiederzusehen.“

Von diesem Tage an sah Elisabeth Christine ihren Gatten nur noch selten, und nie mehr setzte sie das Haus

mit ihm. Einmal war sie in Potsdam, doch niemals in Sanssouci, und ebensowenig war der König jemals in ihrem Schloß Schönhausen. Sie nahm zwar an den offiziellen Berliner Festlichkeiten teil und empfing ausländische Gesandte und Gäste, doch führte sie dabei das Leben einer Witwe und hörte von dem König nur, wenn er ihre politischen Dienste im Anspruch nahm. Es gelang ihr sowohl, den Widerstand des Bruders, des Herzogs von Braunschweig, gegen den König zu brechen, als auch den Jheim, Anton Ulrich von Braunschweig, der die Vormundschaft gegen den unmündigen Zaren Ivan III. bejaß, für Preußen zu gewinnen. Als die russische Politik dann andere Wege ging, beschuldigte der König den braunschweigischen Hof und in erster Linie seine Gattin.

„Du ahnst nicht, was ich zu leiden habe“, schrieb sie damals an ihren Bruder, „Gott allein weiß es.“

Und ein andermal:

„Ich bin an keine Art schon gewöhnt, doch darum tut sie mir nicht minder weh. Doch Geduld! Ich habe mir nichts vorzuwerfen und tue meine Pflicht.“

Tatsächlich hatte sie sich nichts vorzuwerfen. Daß sie nicht instande war, verändernd in die politischen Konstellationen einzugreifen, lag nicht an ihrem mangelnden Willen, sondern an der Stärke der russischen Interessen.

Nach dem schieflichen Kriege wurde das Verhältnis des Königs zu seiner Gattin noch liebloser und kälter. Als er im Sommer 1746 ein Fest zu Ehren seiner Mutter veranstaltete, wurde der Form halber auch die Königin eingeladen.

„Wir wollen sie zu Besuch kommen lassen“, schrieb er an August Wilhelm, „das ist wohl das sicherste Mittel, sie nur da zu haben, wenn man will.“

Loch auch jetzt versagte ihre Bereitschaft nicht, den König zu verteidigen. Um ihn zu entlasten, begann sie, böswillige Machenschaften der königlichen Familie für die Lieblosigkeit des Gatten verantwortlich zu machen. Damit mußte sie sich deren Feindschaft zuziehen. Um eine Illusion zu retten, vernichtete sie so die Möglichkeiten des beschränkten Glückes, das ihr in dem friedlichen Zusammenleben mit ihrer nächsten Umgebung geblieben war. Verlassen von aller Welt, aus der sie sich selbst ausgeschlossen hatte, ergriff sie als letzten Ausweg die Flucht in die Religion. Mit einem sachlichen Ernst, der sie abelt, übersehte sie Erbauungsschriften, Gellert'sche Oden und geistliche Lieder ins Französische, vertiefte sich in die artile Philosophie und veräffentlichte eigene „Betrachtungen und Gedanken zum Jahreswechsel“ (1777), die den Ernst ihres Ringens erschütternd bezeugen.

„Oft“, heißt es darin, „bin ich durch ein Irrlicht . . . irreführt worden, oder ich habe mich im Dunkel der Schwermut verloren. . . Mein Herz hat sich durch Einbildungen und falsche Eigenliebe verführen lassen. . . Ohne Gott wäre ich gleichsam verlassen und vereinsamt in der Welt.“

Das ist das Bekenntnis einer Frau, die von ihrem Gatten nach siebenjähriger Trennung mit den Worten begrüßt wurde: „Madame, Sie sind korpusculenter geworden“, und diese Worte waren die einzigen, die der König bei diesem Wiedersehen zu ihr sprach. Später begrüßte

er sie, wenn er sie ausnahmsweise einmal sah, nur noch mit einer stummen Verbeugung.

Ihre Zeitgenossen haben in den späteren Jahren ihres Lebens immer wieder festgestellt, daß sie bitter und launisch oder steif und langweilig war. Graf Behndorff schreibt bereits im Jahre 1557 über sie:

„Sie besitzt gar keine Würde, keine Unterhaltungs-gabe, wiewohl sie rebellig mehr als nötig ist. Sie ist heftig über alle Mäßen, fühlt sich nur unter ihren Kammerfrauen wohl. . . Hochmütig gegen Niedrigstehende, ist sie untermützig gegenüber den Leuten, die dem König nahestehen.“

Andere tabellen, daß sie schroff, reizbar und aufbrausend war; doch niemand erwog, wie sie es innerlich hätte leisten sollen, lebenswürdig und unterhaltend zu sein. Selbst ihre Frömmigkeit verargte man ihr und zieht sie ironisch der Bigotterie. Zu dem inneren Leid, das sie zu tragen hatte, kam — so unwahrscheinlich es klingen mag — ihre schlechte materielle Lage hinzu.

„Man konnte in Dienerschaft, Livree, Mobiliar, Beleuchtung und Lebensweise nichts Vermilcheres sehen“, heißt es in einem Bericht. Dabei hielt sie streng auf Etikette, fuhr stets mit acht Pferden, und das Zeremoniell, das bei ihren als schlecht verrufenen Soupers waltete, war aufs peinlichste abgejirtelt. So entstand ein fast grotesker Widerspruch zwischen anspruchsvoller Feierlichkeit und bedrückender Dürftigkeit. Dieser Gegensatz in den äußeren Formen ihres Lebens war der berechtigte Ausdruck ihres gelamten Daseins.

Die Schilderungen der Zeitgenossen zeigen eine ungesellige Alte, ohne Wärme, ohne Kontakt mit den Menschen, eine Frau, die niemanden zu festeln vermochte und die dennoch mit einer Art geizig galliger Eifersucht darauf pochte, daß man ihr die Huldigungen, die einer Königin gebühren, nicht schuldig blieb. Eines wirklichen Lebens seit ihrer Jugend beraubt, schien sie Lebendiges von Totem nicht mehr unterscheiden zu können und nahm den leeren Schein eines trockenen und ungeselligen Zeremoniells für die Bestätigung einer Würde, die sie in Wahrheit nicht besaß und auf die sie den Anspruch innerlich doch niemals aufgeben konnte: die Gattin des großen und bis ans Ende geliebten Königs zu sein.

Als er starb, war sie in tiefster Trauer, „als hätte der König sie geliebt“, wie Luise Radziwill schreibt.

Der Privatgottesdienst, den sie in ihren eigenen Gemächern abhalten ließ, wirkte fast wie eine symbolische Darstellung dieser Ehe, die keine Ehe war.

„Die Vorhänge waren geschlossen; nur wenige Kerzen erhellten den düsteren Raum, und es war schwer, den richtigen Weg zu finden. Man rannte gegeneinander, verbeugte sich nach der falschen Seite und erregte die lächerlichsten Auftritte.“

So beschreibt Luise Radziwill die fast schaurige Situation. Gewiß, diese Königin war in ihrem Alter keine lebenswerte Gestalt. Doch daß sie es nicht war, war nicht der Ausdruck ihres Charakters, sondern die Folge ihres unglücklichen Schicksals. Hätte sie ihre Treue, ihre Hingebungs-fähigkeit, ihre natürliche Güte und unermüdete Geduld im Zusammenleben mit einem Mann bewahren können, der sie liebte, so wäre aus ihr statt einer von allen ungeliebten Königin eine deutsche Frauengestalt geworden, die die Liebe und Hochachtung ihres Volkes in seltenem Ausmaß verdient und besessen hätte.

Lise Paxmann